

Liebe Mitchristen,

Jesus hat in dem, was er gesagt und getan hat, nicht nur positive Bewunderung und Applaus ausgelöst, sondern – wie eben im Evangelium gehört – haben sich seine Jünger auch immer wieder gewundert, weil dieser Jesus ihnen fremd war, und sie nicht verstanden, was er tat. Das, was wir gerade gehört haben, ist auch uns fremd und passt eigentlich nicht in das Bild vom gütigen, großzügigen und allen Menschen zugewandten Heiland.

Ganz selten begegnet uns Jesus so abweisend, schroff, kühl und distanziert, wie in dieser Szene, die uns nach Tyrus führt - den nördlichsten Punkt überhaupt, den Jesus auf seiner Wanderung durchquert. Tyrus ist eine Stadt, die im hohen Norden auf einer Art Halbinsel im Mittelmeer liegt. Vor sehr langer Zeit hatte diese Gegend einmal zum Siedlungsgebiet des jüdischen Stammes Ascher gehört, aber zur Zeit Jesu lebten dort schon längst keine Juden mehr. Es war für sie „heidnisches Land“, unreines Gebiet der Ungläubigen, das man eigentlich zu meiden hatte. Vielleicht wollte Jesus dort etwas Abstand bekommen von allem Ärger, allem Stress, ja aller Ablehnung, die er in seiner Heimat Galiläa erfahren hatte. Kurz vorher wird nämlich im Matthäus-Evangelium von einem Streit berichtet, den Jesus mit den Schriftgelehrten und Pharisäern hatte, was das Gebot der Reinheit angeht. Es ist für Jesus wohl eine sehr schmerzliche Erfahrung gewesen, dass viele, eben und gerade auch die offiziellen Vertreter des auserwählten Volkes Israel, Schriftgelehrte und Pharisäer, sozusagen die theologische Elite, ihn und seine Botschaft hartnäckig ablehnten, ihn nicht verstanden, sondern vielmehr versuchten, ihn auszuschalten. Und dann, in der Fremde, bei den Heiden angekommen, ist es mit dem Ärger und dem Stress aber keineswegs vorbei. Da lässt ihn diese kanaänäische Frau nicht in Ruhe und fordert hartnäckig Jesu Hilfe ein. Die Jünger werden schon unruhig, denn sie wird schon lästig. Sind sie es, die sonst die Bittsteller wegschicken, so heißt es hier, dass sie nun Jesus bitten, ihr, bzw. ihrer von einem Ungeist bedrängten Tochter doch endlich zu helfen, damit sie die Jünger in Ruhe lässt.

Aber da ist diesmal kein Jesus, der sofort und spontan zur Hilfe eilt, als habe er nur darauf gewartet, wieder etwas Gutes tun zu können. Nein: Nicht Zuwendung sondern harte, fast gefühllose Ablehnung spricht da aus den Worten Jesu: *Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen, und den Hunden vorzuwerfen.*

Dazu muss gesagt sein, dass die Juden sich als das auserwählte Volk als Kinder Gottes verstanden und bezeichneten und dass es gängige Praxis war, alle anderen, die Heiden, mit dem abwertenden Schimpfwort „Hund“ zu betiteln. Bis

heute rätseln die Exegeten und Theologen, wie diese ablehnende Haltung Jesu zu verstehen und zu interpretieren ist. Die Mehrzahl der Meinungen geht heute davon aus, dass wir in dieser Szene wirklich Zeuge einer Entwicklung im Selbstverständnis Jesu werden, die Jesus im Laufe der Zeit wohl durchgemacht hat. Wenn wir sein Menschsein wirklich ernst nehmen, dann war er ja auch zutiefst Kind seiner Zeit, geprägt von den Sitten, Gebräuchen, religiösen Traditionen und kulturellen Prägungen in denen er groß geworden ist. Und so hat er sich wohl zu Beginn seiner Sendung verstanden als der, der zum auserwählten Volk Israel gesandt ist, um die verlorenen Schafe des Hauses Israels wieder heimzuholen und zu retten. Das Heil und die Rettung gilt zuerst und vor allem dem Volk, mit dem Gott seinen Bund am Sinai geschlossen hat, das er ausgesondert hat aus allen Völkern als sein Eigentum. Und erst allmählich wächst, reift in Jesus die Überzeugung und Erkenntnis, dass seine Sendung uneingeschränkt allen gilt, allen Menschen guten Willens, die bereit sind, an ihn zu glauben als ihren Retter und ihr Leben danach ausrichten: unabhängig von ihrer Herkunft und Volkszugehörigkeit.

Gerade der Evangelist Matthäus unterstreicht immer wieder auch diesen universalen Heilsanspruch Jesu. Darum lässt er als Einziger am Anfang die Weisen aus dem fernen Morgenland, dem Heidenland nach Bethlechem kommen. Im Gegensatz zu Herodes erkennen sie in diesem Kind von Betlehem den König der Welt, und beten ihn an.

Im 8. Kapitel bei Matthäus ist es der heidnische Hauptmann in Kapharnaum, der Jesus mit seinem starken Glauben und Vertrauen ins Staunen bringt, so dass Jesus sagt: *Amen, das sage ich euch: Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemandem gefunden.*

Und auch die kanaanäische Frau beeindruckt ihn heute durch ihre Hartnäckigkeit und ihren unbedingten Willen, dass ihre Tochter geheilt wird. Und da muss er jetzt aushalten, dass sie, eine Heidin, ihn mit dem Hoheitstitel anruft, der eigentlich den Juden zu eigen ist: *Hab Erbarmen mit mir – Herr – du Sohn Davids.* Letztlich unser heutiges: Kyrie eleison!

All das, was viele Jesus zuhause absprechen, bekommt er hier in einem einzigen Hilfeschrei präsentiert: Du bist der Verheißene. Du bist der Heiland. Du kannst retten! Und er erlebt: in der Fremde begehrt – daheim nicht geehrt!

Das Fragen, das Hoffen und Bitten, das Glauben der Heidin lässt Jesus, so könnte man sagen, schließlich zu ihr umkehren, er bekehrt sich zu ihr, stellt ihren Glauben heraus, und am Ende ist die Tochter geheilt.

Vielleicht können wir sagen, dass wir es auch vor allem dem Glauben dieser kanaanäischen Frau oder des heidnischen Hauptmanns verdanken, dass sich Jesus, mehr und mehr alle Grenzen und Konventionen überwindend, als der

Heiland aller Menschen verstanden und erwiesen hat. Wir selbst sind ja auch in diesem Sinne von hause aus Heiden. Dem Evangelist Matthäus, der ja für Judenchristen sein Evangelium schreibt, war es wohl ein dringendes Anliegen, auch die frühen judenchristlichen Gemeinden davor zu warnen, sich auch wieder selbst in einer falschen Sicherheit und Überheblichkeit zu wähnen; im Sinne von: *Wir sind ja nun auserwählt. Wir sind im wahren Christentum.* Nein: Auch sie – wie auch wir heute – sind eingeladen, keine geschlossene elitäre Gesellschaft zu bilden, uns abzugrenzen von der ach so gottlosen Welt, sondern uns ihr zuzuwenden – und auch – wie Jesus – befragen zu lassen, von anderen, die als ungetaufte ihren Weg gehen. Die uns aber nicht selten schämen machen, in der Art, wie sie uns als Christen die eigentlich christlichen Ideale vorleben. Wie für Jesus ist es auch für uns gerade heute sehr wichtig und heilsam, Grenzgänger zu sein. Offen auf die Menschen zuzugehen, uns von ihnen herausfordern zu lassen, damit unsere Liebe in die Höhe und Weite ihrer Grenzenlosigkeit wachse. Nicht nur Jesus war entwicklungsfähig. Wir sind es noch viel mehr. Wir dürfen dann immer wieder staunen, wie kräftig der Heilige Geist auch jenseits des Kirchenrechts weht. Er weht eben wo er will.

Bernd Kemmerling, Pfr.